

Wie die Generation Smartphone tickt

Philipp Riederle erklärt als jüngster Unternehmer Deutschlands anderen Firmen die Jugendwelt

Das Smartphone scheint ihnen an der Hand festgewachsen zu sein. „Digital natives“ kommunizieren immer und überall, gerne über Whats-App oder Facebook, wo sie Hunderte von „Freunden“ haben. Sie merken sich nur die allerwichtigsten Sachen; den Rest gibt's im Internet, die ganze Welt ist ja jederzeit zur Hand. Die „Digital immigrants“ hingegen – jene, die nicht mit den Neuen Medien aufwuchsen und sich noch an einen Alltag ohne Handy

von Wissen und Meinung ausgerichtet. Ein Produkt taugt nichts? Das weiß die Welt schneller, als der Hersteller gucken kann. Werbung für Statussymbole? Braucht kein Mensch. Die Dinge müssen „Sinn machen“, sonst akzeptieren die Jungen sie nicht. Riederle sieht Aufbruchstimmung in seiner Generation, die gut ausgebildet, vernetzt und kreativ die Gesellschaft und Arbeitswelt verändern werde. Gisela Sämann hat mit ihm gesprochen.

teil meiner Generation. Genauso gibt es auch Jüngere, die am liebsten in einer Lehmhütte leben wollen. Ich spreche aber über die große Mehrheit meiner Generation.

BT: Die Leitfragen Ihrer Generation lauten aus Ihrer Sicht „Was ist für mich relevant?“ und „Macht es Sinn?“ Fragt sich das nicht jeder? Was ist das Spezielle bei der Generation Y?

Riederle: Dass wir die Mittel und Wege haben und auch das

Kindern verabreden. Es gibt den völlig freien Zugang zu allem Möglichen, so dass sich neunjährige Kids Pornos angucken können. Dennoch ist es falsch, Kindern den Zugang zu verbieten. Ich finde es ganz wichtig, dass Eltern mit ihren Kindern zusammen diese Welt erkunden, mit ihnen darüber sprechen, sie zulassen, aber in sinnvollem Maß. Kinder sollten möglichst früh Medienkompetenz erlangen. Verteufeln bringt gar nichts und ist zudem brandgefährlich: Was verboten ist, wird dann vor den Gefahren vollkommen ungeschützt und unaufgeklärt bei Nachbarn und Freunden betrieben.

BT: Wie würden Sie Kindern Medienkompetenz beibringen?

Riederle: Darüber sprechen, begleiten, zulassen. Es ist ja auch nicht alles blöd, was in den Neuen Medien stattfindet. Was ist denn blöder – wenn ich eineinhalb Stunden einem Kommissar im Fernsehen zuschaue oder wenn ich eineinhalb Stunden meinen Kommissar selber steuere? Lasst die digitalen Medien zu, aber bringt euren Kindern vorher bei, dass es schöner ist, sich im richtigen Leben zu treffen und da Räuber und Gendarm zu spielen, als das auf dem Bildschirm zu tun. Der Computer, das Smartphone, die digitalen Medien ersetzen ja nicht das echte Leben, auch bei uns Jüngeren nicht. Sie sind Kommunikationsbeschleuniger, so dass wir uns mehr treffen, mehr kommunizieren, mehr Freunde haben, uns besser organisieren und verabreden können

Riederle: Ich zeige den Unternehmen ja nicht, wie ich mit meinen Kumpels Facebook nutze. Sondern ich versuche, einen größeren Zusammenhang aufzumachen zwischen digitalen Digitalisierung und Vernetzung,

gesellschaftlichem Wandel, Arbeitsmarkt und der Generation Y. Zwischen irgendwelchen Piraten, die alle Neuen Medien in den Himmel loben, und notorisch neinsagenden Wissenschaftlern, die alles verteufeln, ist es mir wichtig, unaufgeregt darzulegen: Das sind die Wirklichkeiten, das sind die Chancen. Das kann ich einerseits aus der Perspektive eines Digital native meiner Generation. Weil ich mit 15 schon ein eigenes Unternehmen gegründet habe, habe ich andererseits auch ein Grundverständnis für Geschäftsprozesse in Firmen. Am Ende ist es oft so, dass ich den Managern nicht nur Tipps gegeben habe zur geschäftlichen Entwicklung, sondern dass mancher auch seine Kinder besser versteht.

BT: Sinn ist offenbar ein zentrales Thema der Generation



Er erklärt älteren Unternehmern die Welt: Philipp Riederle.

Fotos: pr



Auf Sendung: Philipp Riederle plauderte im Video-Podcast.

erinnern können – betrachten den Lebensstil der Jungen zuweilen mit Schauern.

Wie tickt sie bloß, die Generation Smartphone oder „Generation Y“, wie sie auch genannt wird? Philipp Riederle, 18-jähriger Abiturient aus Burgau, erklärt es als Unternehmensberater Firmen, die ihre Produkte an die Jungen verkaufen und sie als Mitarbeiter gewinnen wollen. Nachlesen kann man das nun in seinem Buch „Wer wir sind und was wir wollen“ (Knaur Verlag, 12,99 Euro). Es sind interessante 268 Seiten, auch wenn der Autor mitunter arg verallgemeinert oder polemisch auf den Putz haut. Riederle findet sie toll, die digitale, vernetzte Welt, ohne ihre Gefahren oder Datenschutz-Probleme zu leugnen.

Den Älteren, die Panik schieben angesichts der Risiken und Nebenwirkungen, verabreicht der 18-jährige Beruhigungspillen. Die meisten Jungen, schreibt er, die in der Welt der unbegrenzten Kommunikation und Information aufwachsen, lernten stark zu selektieren und effizient zu handeln. Ihr Kommunikationsverhalten sei auf das Teilen

BT: Herr Riederle, kommt Ihr Buch nicht ein wenig spät? Das Durchschnittsalter der Facebook-Nutzer liegt inzwischen bei knapp 38 Jahren. Schließt sich die Kluft zwischen den Generationen, von der Sie in Ihrem Buch sprechen, vielleicht schon?

Riederle: Das Durchschnittsalter der Facebook-Nutzer ist da eine schlechte Kenngröße. Es geht ja um viel mehr: Es geht um die Art und Weise, wie wir Jüngere als Generation durchs Leben gehen. Wir sind damit groß geworden, dass uns jede nur verfügbare Information jederzeit und an jedem Ort zur Verfügung steht. Das ist für uns ganz selbstverständlich und das gibt uns eine ganz andere Geisteshaltung. Facebook hat gerade den größten Zuwachs in der Generation 50 plus.

BT: Ist es also nicht unbedingt eine Frage des Alters, sondern der Haltung?

Riederle: Man kann Generationen natürlich nicht an einem Start- und einem Enddatum festmachen. Es gibt Ausreißer bei den Älteren, die einen ähnlichen Lebensstil pflegen wie der statistische Groß-

Selbstbewusstsein, diese Fragen zu stellen und für uns zu beantworten.

BT: Sie sehen in erster Linie die Chancen der digitalen, vernetzten Welt. Der Hirnforscher Manfred Spitzer sieht eher die Gefahren. Er warnt in seinem Buch „Digitale Demenz“ unter anderem vor Konzentrationsstörungen und dem Suchtpotenzial elektronischer Medien.

Riederle: Ich habe mir das Buch gleich nach der Veröffentlichung auf meinen E-Book-Reader heruntergeladen und mich gefragt: Bin ich jetzt „digital demenz“, weil ich es nicht auf Papier lese? Ich kann absolut nicht teilen, was in diesem Buch steht. Spitzer benutzt zur Untermauerung seiner Thesen zum Teil Studien, die 30 Jahre alt sind und das Fernsehen betrachten. Er verweigert sich den Chancen der Neuen Medien und macht den Eltern Angst, was ich als große Gefahr sehe. Man kann sich heute den digitalen Medien nicht mehr entziehen. Natürlich lauern im Internet auch Gefahren. Ich spreche in meinem Buch zum Beispiel das Cyber-Mobbing an. Es gibt Chats, wo sich Pädophile mit



Und so fing alles an: Der kleine Philipp im Kinderzimmer.

BT: In der Wirtschaft sind Sie ein gefragter Berater, weil ganze Branchen Probleme haben, die Generation Y mit ihren Produkten und ihrer Werbung zu erreichen. Warum holen sich Manager einen 18-jährigen Berater? Sie müssten sich doch nur Zeit für ihre eigenen Kinder nehmen und sich auf deren Lebenswelt einlassen.

Y, auch im Beruf: Sie will sich selbst verwirklichen, etwas bewegen, Sinnvolles tun. Sie sagen, dass Firmen junge Menschen anders einbinden und anders führen müssen. Welches Betriebsklima würden Sie gar nicht akzeptieren?

Riederle: Dieses klassisch Autoritäre mit viel starrer Struktur. Wenn ich mit Unter-

nehmen enger zusammenarbeite, stoße ich manchmal auf erschreckende Zustände. Viele schreiben sich ja tolle Dinge auf die Fahnen: Gleitzeit ist selbstverständlich, im Homeoffice zu arbeiten, Elternzeit zu nehmen und dann problemlos wieder einzusteigen. Wenn die Führungskräfte das in den einzelnen Abteilungen aber nicht leben, wenn das von den Kollegen nicht akzeptiert wird, dann nützt das nicht viel.

BT: Und wann sagt selbst ein 18-jähriger Vertreter der Generation Smartphone mal entschieden: „Jetzt kommt das Ding mal weg“?

Riederle: Wenn ich mich mit jemandem unterhalte, wenn ich mit jemandem Zeit verbringe, auch in der Kneipe oder im Restaurant, dann finde ich es unhöflich und unangebracht, wenn mein Gegenüber in sein Smartphone reinhackt oder ständig draufschaut, anstatt mir seine Aufmerksamkeit zu schenken. Ein entsprechendes Bewusstsein etabliert sich langsam in meiner Generation. Das finde ich sehr schön.

Zur Person

Philipp Riederle ließ sich als 13-Jähriger ein iPhone aus den USA mitbringen, hackte das Ding, um es in Deutschland funktionsfähig zu machen, und sendete vom Kinderzimmer aus den erfolgreichen Videopodcast „Mein iPhone und ich“. Wenig später lud man den Schüler aus Burgau bei Augsburg zu Vorträgen, bei denen er den Lebensstil seiner Generation und ihren Umgang mit digitalen Medien erklärte. Daraus entwickelte sich seine Beratertätigkeit. Der 18-Jährige macht derzeit Abitur und weiß noch nicht, wohin die Reise für ihn dann geht.

◆ www.philippriederle.de
◆ www.werwirsind.de

Aus dem Leben

Kreativ im Dunklen: Forscher der Technischen Universität Dortmund ließen 74 Testpersonen verschiedene Aufgaben aus der Kreativitätsforschung lösen. Rund die Hälfte saß dabei in einem Raum mit Tageslicht, die andere in einem völlig dunklen Zimmer. Das Ergebnis: Die Probanden im dunklen Raum produzierten signifikant mehr und bessere Ideen als jene im Raum mit Licht. Grund dafür sei, dass Menschen sich bei Dunkelheit eher öffnen und soziale Barrieren wegfallen, erläutert Professor Hartmut Holzmüller von der TU. (dpa)

Schwere Aufgabe, großer Reiz

Ehrenamtliche Helfer in der Pflege fühlen sich anerkannt

Mehr als jeder Vierte (28 Prozent) bewertet ein Ehrenamt in der Pflege als reizvoll. Das hat eine repräsentative Forsa-Studie ergeben. Die Befragten konnten darin angeben, welche Felder für diejenigen, die sich ehrenamtlich engagieren möchten, besonders interessant seien – zum Beispiel Pflege, Umwelt oder Tierschutz. Die große Mehrheit der Befragten (80 Prozent) gab an, dass Ehrenamtliche in der Pflege vor allem bei Alltagsaufgaben helfen könnten. Dazu gehört zum

Beispiel, für Pflegebedürftige einkaufen zu gehen, bei Behördengängen oder Unternehmungen zu assistieren. Nur 30 Prozent waren der Meinung, dass Ehrenamtliche auch körperorientierte Pflege übernehmen sollten. Dazu zählte zum Beispiel, die Pflegebedürftigen zu waschen.

Laut der Umfrage, die vom Zentrum für Qualität in der Pflege (ZQP) in Auftrag gegeben wurde, wünschten sich 71 Prozent, dass ehrenamtliches Engagement in der Pflege ausgeweitet wird. Die große Mehr-

heit (92 Prozent) gab an, dass beispielsweise Kommunen potenziellen Ehrenamtlichen Möglichkeiten zur Beratung und Qualifizierung anbieten sollten.

Mehr als zwei Drittel (71 Prozent) der Befragten glaubten, dass die Konfrontation mit Erfahrungen wie Krankheit und Tod Menschen vom Ehrenamt in der Pflege abhält. Weitere Faktoren, die als abschreckend genannt wurden, waren die körperliche Belastung und die Angst vor Überforderung. (dpa)

Gemeinsame Sorge

Auch bei Streit bleiben Eltern verantwortlich

Herrscht zwischen Mutter und Vater Funkstille, ist das kein Grund, das gemeinsame Sorgerecht aufzuheben. Das war nur dann der Fall, wenn sich der Konflikt negativ auf das Kind auswirkt. Das hat das Oberlandesgericht Frankfurt am Main entschieden (Az.: 4 UF 257/11).

In dem verhandelten Fall sind die Eltern des Kindes geschieden. Nach einigen Konflikten, auch bei der Übergabe des Kindes, redeten die Eltern nicht mehr miteinander. Stattdessen tauschten sie sich über

Zettel aus. Das Kind hatte weiterhin Kontakt zum Vater und trotz der Konflikte eine gute Bindung zu beiden Elternteilen. Die Mutter beantragte wegen der gestörten Kommunikation aber das alleinige Sorgerecht – allerdings ohne besonderen Erfolg.

Die Probleme der Eltern allein seien kein Grund, um das gemeinsame Sorgerecht aufzuheben. Dafür müsste das Kind nachweislich unter den Schwierigkeiten leiden, erläuterte das Gericht. Dies sei hier aber nicht der Fall. (dpa)